

Die alte Sehnsucht nach dem Garten

Es wird endlos geredet, analysiert, utopisiert. Aber das neue Stück von «Die Seilschaft» im Kleintheater Luzern entwickelt seinen Sog.

Pirmin Bossart, 19.10.2020

Nach knapp zwei Stunden Spielzeit fällt der letzte Satz, gesprochen mit viel Hall aus dem Off. Es dauert drei Minuten, bis die ersten Klatscher einsetzen. Drei Minuten Stille, während denen ein kleiner Scheinwerfer leuchtet und die Schauspieler in Decken gewickelt auf der Bühne liegen. Was war das gewesen? Wir schwanken zwischen Sympathie und Überforderung. Aber es glimmt fantastisch nach. Es folgt minutenlanger Applaus. Bis zur Übelkeit («Ad Nauseam», wie das Stück entsprechend heisst) wird auf der Bühne gelabbert und gewerweiss, wird nach Auswegen gesucht, nach Konsequenz, nach Revolution, nach einer neuen Gesellschaft. Corona zersetzt und teilt uns in Ängstliche und Verwegene, in Vernünftige und Abtrünnige, in Verschwörer und Empörer. Tief sitzt auch der Schrecken vor den Folgen des Klimawandels, der fast ebenso unsichtbar wie das Virus sich ausbreitet, die Machtlosigkeit der Politik offenbart und Zukunftsängste schürt. Das ist Ausgangslage dieses Stücks.

Ein Spieler filmt und inszeniert die anderen

Vier Männer und zwei Frauen bespielen die Bühne. Einer von ihnen filmt, digitalisiert und inszeniert die Spielenden. Er trägt die Protagonisten auf die Bühne wie Verletzte, sie schälen sich in Position, wirken geschwächt und verteilt. Abwechselnd beginnen sie zu reden. Einer hat seinen Job verloren, einer proklamiert die Krise des Kapitalismus, eine durchstößt die Kleinanzeigen auf Ebay und will sich eine Königsnatter kaufen. Ein Puzzle der Sprechenden werden auf einem Bildschirm übertragen. Ein bisschen Endzeit-Small-Talk, bevor die Reden emotionaler und ausufernder werden.

«Ad Nauseam» nennt sich «Gesellschaftsspiel». Die Ausstattung ist karg. Mobile Viereck-Elemente bilden das szenische Material, die immer wieder neu geschichtet und zerstört werden. Nichts ist bestehend, alles steter Veränderung unterworfen. Zeitweise wirkt das Stück wie ein Kammerspiel mit rasanten Monologen und Dialogen, in denen Grenzen zwischen Gesellschaftskritik und esoterischem Romantizismus, zwischen scharfen Reflexionen und Geschwurbel verschwimmen. Positionen wirbeln durcheinander, bleiben zusammenhangslos nebeneinanderstehen oder gerinnen zu euphorischen Ideen.



Auch in den einzelnen Figuren zeigt sich die Zerrissenheit der Gesellschaft

Bild: Ingo Höhn

«Ich geh jetzt ein Bier trinken.»

Hier erinnert einer an das Proletariat und die sozialistische Utopie, die den Menschen als Handelnden begreift, unterwegs zur Gesellschaft der Gleichheit und Gerechtigkeit. Dort beschwören sie die grossen Verbindungen von Mensch und Tier, Natur, Pflanzen, Kosmos. Dass alles mit allem zusammenhängt, dass der Berg die geheime Wahrheit besitzt, die wie ein Diamant funkelt.

Sie reden von der Sehnsucht nach einem Garten, sie träumen von der neuen Siedlung Eden auf einer Insel. Und von den Inseln, die sich verbinden und die Neue Welt schaffen. Und als sie sich vor lauter Ideenseligkeit nicht mehr einkriegen, taucht der Arbeiter auf und meint: «Ich geh jetzt ein Bier trinken.» Nicht die schlechteste aller nüchternen Haltungen im Angesicht der geschwollenen Diskurse.

Das Stück bietet keine Lösungen an. Vielmehr zeigt es die Hilflosigkeit, im unseligen Geflimmer von globalen Bedrohungslagen, gesellschaftlichen Gräben und politischer Korrektheit konsequent und verantwortungsvoll zu handeln. Trotzdem bieten prägnante Textstellen (Buch: Anna Sutter) Denkstoff, um im Meinungsgeprassel Konturen besser zu erkennen. Die drei Schauspieler Lion-Russell Baumann, Stefan Schönholzer und

Maximilian Grünewald sowie die zwei Schauspielerinnen Mira Wickert und Mahalia slisch glänzen mit Präsenz, die Memorierung ihrer komplexen Textflüsse ist eine Höchstleistung.

Fantastische Projektion mit psychedelischer Qualität

Regisseur Damiàn Dlaboha hat diesen Work-in-Progress, der vor Corona ganz anders gestartet war, mit seinen heterogenen Schnittstellen in einen langen Bogen gebracht (Dramaturgie: Béla Rothenbühler). Trotz dichtesten Sprech-Tiraden, die mit Musikhintergrund nicht immer gleich verständlich sind, hat das Stück viel Space. Es gibt auch Ruhephasen, in denen nur die Atmosphäre spielt und man die Gehirnwindungen brüten hört.

Am Ende mündet das Stück in eine fantastische Projektion digitaler Bildkunst (Jules Claude Gisler), deren psychedelische Qualität ein neues Tor öffnet. Der visuelle Flow von Landschaftsfraktalisierungen und zellulären Vorgängen transformiert das Gelaber um Bewältigungsstrategien und «kognitiven Dissonanzen» und schafft Raum für Betrachtung und Stille. Vielleicht der nachhaltigste Ansatzpunkt, um ins persönliche Handeln zu gelangen.